

# Gesetz- und Verordnungsblatt für die Evangelisch-Lutherische Kirche des Landesteils Oldenburg

TEIL II  
MITTEILUNGEN DES OBERKIRCHENRATS

1945

Ausgegeben am 5. Dezember 1945

Nr. 1

## „PFLÜGET EIN NEUES!“

Rede zur Eröffnung der außerordentlichen Synode in Oldenburg am 23. Oktober 1945  
von Bischof D. Dr. W. Stählin

Ehe die Synode in ihre Beratungen eintritt, darf ich Sie bitten, ein Wort der Rechenschaft von mir zu hören. Ich bin dankbar dafür, daß das Gespräch, in dem ich mich einer Synode dieses Landes stelle, endlich zustande kommt. Meine Rechenschaft gilt freilich weniger dem, was andere und was ich im letzten Jahre getan haben; es ist eher ein Wort der Rechenschaft über den Weg, den wir vor uns sehen und auf dem wir vorwärts gehen wollen.

Diese Synode, meine Herren Synodalen, ist eine außerordentliche Synode; nicht nur in dem formal-rechtlichen Sinn, daß sie außer der Reihe regelmäßiger Synoden tagt, sondern in dem Sinn, daß sie vor kaum vergleichbaren Aufgaben und darum auch in einer ganz besonderen Verantwortung steht. Diese besondere Verantwortung ist nicht nur begründet in dem, was in unserer Landeskirche sich im letzten Jahr ereignet hat, durch einzelne gute oder schlechte, lobenswerte oder anfechtbare Maßnahmen des vorläufigen Oberkirchenrats, sondern sie ist bestimmt durch die Gesamtlage unseres Volkes und unserer Kirche. Mein erstes Wort an Sie, meine Herren Synodalen, kann daher nur eine dringende, ja, ich möchte sagen, eine flehentliche Bitte sein, Sie möchten über den einzelnen Fragen von Geschäftsordnung und Verfassung, von Gesetzen oder Finanzen, oder was es sein mag, in keinem Augenblick die Gesamtlage unserer Kirche und die Bedeutung dieser kirchengeschichtlichen Stunde aus Ihren Augen und aus Ihrem Herzen verlieren.

Die Synode steht vor der Aufgabe, die Leitung der Kirche in diesem Lande neu und endgültig zu ordnen. Es war uns schmerzlich genug, daß wir solange ohne eine eigentliche kirchliche Vollmacht unser Amt haben führen müssen. Wir haben sehr zu danken für all das Vertrauen und die große Hilfsbereitschaft, die wir sowohl von Seiten der Militärregierung bei allen Herren, mit denen wir zu verhandeln hatten, als auch von Seiten des Herrn Ministerpräsidenten und seiner Mitarbeiter in der Staatsregierung haben erfahren dürfen; aber wir sind besonders dankbar dafür, daß sowohl die Herren der Militärregierung als der Staatsregierung freundliches Verständnis dafür bekundet haben, daß weder eine Bevollmächtigung durch die Staatsregierung noch das Vertrauen der Militärregierung den kirchlichen Auftrag

ersetzen kann, dessen eine Kirchenleitung zu ihrem Amte bedarf.

Erlauben Sie mir ein kurzes persönliches Wort. Ich bin im Herbst vorigen Jahres durch den damaligen Oberkirchenrat mit einem streng begrenzten Auftrag in dies Land gerufen worden; aber auch jener vorläufige Auftrag hat sich zunächst nicht aufrechterhalten lassen. So hatte ich viel Zeit, die Fragen zu bedenken, die mit diesem Auftrag zusammenhängen. Was meine Eignung für ein leitendes Amt in dieser Landeskirche in Frage stellen kann, das habe ich selbst in unzähligen Stunden der Tage und Nächte in mir erwogen; aber davon zu reden ist hier nicht Ort und Stunde, ebensowenig wie von den persönlichen Führungen, durch die ich mit diesem Lande nun besonders verbunden bin. Denn die Frage, vor die Sie, meine Herren Synodalen, heute gestellt sind, ist nicht eine Frage der Person oder der Personen; sie ist ebensowenig in erster Linie eine formal-juristische Frage. Keine Erwägung kann die Tatsache ändern, daß die Brücken der Rechtskontinuität hinter uns abgebrochen sind. Auf der Kirchenversammlung in Treysa vor acht Wochen konnte auch das Gutachten, das Professor Erik Wolf über die Rechtslage der Deutschen Evangelischen Kirche erstattete, und die langwierigen Beratungen des Rechtsausschusses nur zu dem Ergebnis führen, daß es durch die zerstörenden Maßnahmen des „Dritten Reiches“ eine Rechtsicherheit und Rechtskontinuität in der Deutschen Evangelischen Kirche nicht mehr gibt. Die Landeskirchen sind in der gleichen Lage. Keine Kirchenleitung in einer evangelischen Landeskirche Deutschlands kann heute ihre Autorität gründen auf die schmalen Planken, die man vielleicht über den Graben legen kann, der uns von der Vergangenheit trennt. Wir alle wollen gern und treu bewahren und pflegen, was an äußerer Ordnung noch vorhanden ist; aber im Grunde sind wir doch alle genötigt, auch in unserer Kirche einen neuen Anfang zu machen, ohne den Schutz aber auch ohne die Fessel einer ununterbrochenen Rechtstradition. Wenn wir glaubwürdig sind, so sind wir es nicht kraft unseres Zusammenhangs mit der Vergangenheit, sondern um des Zusammenhangs mit der Zukunft willen; nicht durch legale Korrektheit, sondern durch die Schau und die Kühnheit, mit

der wir dem neuen Geschlecht unseres Volkes seine Kirche bauen. Damit allein, meine Herren Synodalen, können wir der größten Gefahr begegnen, die uns - wie immer nach Zeiten der Kriege und der Revolutionen - auch heute in Deutschland bedroht: der Gefahr der Restauration, der bloßen Erhaltung oder Wiederherstellung dessen, was gewesen ist. Auch in dieser Synode wie in jeder kirchlichen Versammlung heute ringen miteinander Vergangenheit und Zukunft, das Gestern und das Morgen; eine alte Kirche, die so weder bleiben noch wiederhergestellt werden kann, und eine neue oder vielleicht in Wahrheit „alte“ Kirche, die noch Gestalt gewonnen hat, aber die vor unserm inneren Auge steht als Verpflichtung und als Hoffnung.

Es sind drei Grundlinien, die ich vor Ihnen aufzeichnen möchte, und zwar jedesmal eine doppelte Linie. Daraus mag sich Ihnen in dieser ersten Stunde unseres Zusammenseins etwas wie ein Bild der Kirche gestalten, die werden soll, nicht durch unser Werk, aber auch nicht ohne unsern Dienst.

### 1

Die Frage, mit der ich beginne, ist vielleicht nicht Ihnen allen in dieser Stunde willkommen. Aus den Jahren, die hinter uns liegen, haben wir als ein wichtiges Erbe übernommen die Sorge um die reine Lehre in der Kirche. Wir wollen nicht mehr und dürfen nicht mehr wollen eine Kirche, die ein Sprechsaal verschiedenster Meinungen ist. Eine Kirche mit unbeschränkter Freiheit der Lehre, in der jeder Amtsträger predigen kann, was er meint und sagen will, ist keine Kirche. Wenn wir dies Erbe übernehmen, so stehen wir in der rechten Nachfolge der Reformation. Denn die Reformation wollte ja nicht das Einzelgewissen befreien aus der verbindlichen Wahrheit der Kirche, sondern sie wollte kämpfen für die rechte und reine Lehre in der ganzen Kirche. Diese Sorge ist in späteren Zeiten so sehr entleert und vernachlässigt worden, daß auch wohlmeinende Glieder unserer Kirche manchmal nicht mehr wußten, was eigentlich der sachliche Auftrag der Kirche ist. Manche sind unsicher geworden, ob es überhaupt eine verbindliche Lehre der Kirche gibt, ein Dogma, das in der Kirche gilt. Wenn wir diese Sorge, die eine echte Sorge unserer Väter gewesen ist, auf unser Herz nehmen, so wahren wir damit zugleich ein Erbe aus der Zeit des Kirchenkampfes. Ich würde es für falsch halten, wenn wir die Kirche heute festlegen wollten auf irgendwelche Formulierungen, die damals - vor vielleicht zehn Jahren - aus der Polemik geboren waren; aber hinter jenen Aufbruch selbst können wir nicht mehr zurück. In den letzten dreißig Jahren hat unsere Kirche eine theologische Erneuerung erfahren, fast möchte ich sagen: eine Begegnung mit ihrer eigenen Vergangenheit. Das hat sich noch längst nicht genug ausgewirkt in unserer Pfarrerschaft, noch weniger in unseren Gemeinden. Eine saubere und umfassende theologische Arbeit gehört zu den lebenswichtigen Aufgaben der Kirche.

Man soll diese Aufgabe nicht mit der Angst vor dem „starren Dogma“ belasten. Die Sorge um die reine Lehre will nicht ehrwürdige aber unverständliche Formeln um ihres Altertumswertes willen konservieren, sondern es ist eine unerhörte lebendige Sache, eine Aufgabe, die jedem Geschlecht immer neu gestellt ist, uns Theologen voran, aber nicht nur uns Theologen. Müssen wir nicht immer neu zu erkennen

und zu verstehen suchen, was das Evangelium von Jesus Christus für das Verständnis des Menschen, für das Verständnis der Welt und der Geschichte bedeutet? Kennen wir auch nur die Bibel? Ist nicht die Bibel selbst weithin nicht nur ein seltenes, sondern ein unbekanntes Buch geworden? Wir haben in der Heiligen Schrift selber Entdeckungen gemacht, Dinge wiederentdeckt, aus denen aufwühlende Fragen und umwälzende Erkenntnisse erwachen, Dinge, die in unserer Kirche an den Rand des Gehfeldes geraten waren. Türen zu neuen Einsichten oder vielmehr zu uralten Einsichten, die wir verloren hatten, tun sich auf. Wir stehen theologisch in einem großen Umbruch, und kein Zweig der christlichen Kirche kann und darf seine Überlieferungen vor diesem Umbruch schützen.

Es bleibt eine Aufgabe der Kirche, in theologischer Arbeit, in der Predigt, in der christlichen Unterweisung für Kinder und für Erwachsene, die Sorge um die reine und rechte Lehre lebendig zu erhalten als ein Moment steter Anruhe und heiliger Verantwortung.

Warum gilt das? Was ist das Eigentliche und Wesentliche in dieser Sorge um die reine Lehre? Was ist denn dieses Dogma, das so vielen ehrenwerten und trefflichen Menschen als eine schlimme und unheimliche Sache erscheint? Es geht dabei ja nicht nur um die Redlichkeit unseres Denkens, um die gewissenhafte Sauberkeit unserer christlichen Sprache, sondern es geht um die Wirklichkeit, von der wir leben. Dogma - ich sage das gerade den Nichttheologen unter Ihnen, meine Herren Synodalen - ist nichts anderes als die Lehre von der eigentlichen Wirklichkeit, die unserm Leben Rückhalt, Sinn und Ziel verleiht; die Lehre von den Hintergründen der menschlichen Existenz, ohne die die Vordergründe sinnlos oder zerstörerisch werden. Wir müssen wissen, worauf wir vertrauen und woran wir uns hingeben dürfen. Wir müssen unsern Kindern und wir müssen all den in erbarmungswürdiger Not leidenden Menschen sagen können, wovon man leben und worauf man sterben kann. Darum darf die Wahrheit, die uns aufgetragen ist, nicht verfälscht, nicht mit halben Wahrheiten vermengt, nicht durch Wahn vergiftet werden, damit wir nicht zuschanden werden. Dogma redet - lassen Sie mich das ganz konkret aussprechen - von dem, wovon unsere Brüder gelebt haben in den Monaten und Jahren der Gefangenschaft, das, was sie einander zugeflüstert haben im Gefängnishof, was sie an die Wände ihrer Zellen geschrieben haben, was auf ihren Lippen war, wenn sie zum Tode geführt wurden. Dies und nichts anderes ist die Lehre der Kirche.

Ich kann es auch so sagen: in der wirklichen Welt sind die Dämonen am Werk, und es geht um nichts anderes, als um die Frage: Was ist stärker als die Dämonen? Welche Waffe braucht der, der sich in den Kampf mit den Dämonen einläßt? Es ist die gleiche Frage, die der Vater des mond süchtigen Knaben, den die Jünger des Herrn nicht heilen konnten, gerichtet hat an den Herrn Christus: „Kannst Du was, so hilf!“ (Mk. 9,22). Die Frage an die Kirche heißt heute nicht: Weißt du etwas Gescheites, hast du etwas Schönes zu sagen? sondern: Kannst du was? Hast du Vollmacht? Hast du Kraft, das Leben zu retten aus der Gewalt der Dämonen? - Wir wissen heute und wollen es unermüdet sagen, daß die Dämonen in unserm Volk und in

aller Welt nicht hätten so mächtig werden können, wenn die schlichte Katechismuswahrheit in unserm Volk nicht so ohnmächtig geworden wäre. Dies Wort der Wahrheit, die allein frei macht, ist die Kirche der Welt schuldig.

Aber eben dies helfende und rettende Wort kann die Kirche nur sprechen, wenn sie treu ist in dem priesterlichen Amt des Gebetes; ganz schlicht ausgedrückt: sie kann sich nur dann als die große Lehrerin und Erzieherin der Welt zuwenden, wenn sie sich zuerst und vor allem Gott zugewendet hat. Es gibt einen Gottesdienst, der einfach und schlicht Gottes-Dienst ist. Der Gottesdienst der Kirche wird mißverstanden und mißbraucht, wenn er in erster Linie gedeutet wird als eine Veranstaltung für Menschen. Aus solcher Entleerung des Gottesdienstes zu einer pädagogischen Veranstaltung folgt mit Notwendigkeit, daß die Altäre veröden und der Sonntag entheiligt wird. Die Kirche ist der Ort des Gebetes. Die Kraft des Gebetes ist das, was die Kirche eigentlich der Welt schuldet: die Kraft jener Gebete, durch die Menschen ruhig geworden sind in den Bombennächten; jener Gebete, an denen sich Menschen aufgerichtet haben in Gefängniszellen, so daß ihre Wächter sich darüber verwundert haben. Die Kirche ist der Ort, wo Gott der heilige Dienst der Verehrung und der Liebe dargebracht wird an seinen Altären. Die Wiederentdeckung des Sakraments und die Heimkehr zum Altar ist Geschenk und Aufgabe in der innersten Mitte unserer Kirchengeschichte. Vor einem Vierteljahr hat Hans Asmussen auf der Synode in Rendsburg in einer ähnlichen Situation ein Wort geprägt, das ich gern weitergebe: Das Sakrament sei der Stein, auf dem die Kirche entweder steht oder unter dem sie zerschmettert wird. Man wird in späteren Jahren sich wohl fragen, warum Synoden es nicht für selbstverständlich gehalten haben, sich die rechte Kraft für ihr schweres Amt zu holen in der gemeinsamen Feier des heiligen Mahles.

Darum bleibt es auch für die Erziehung der künftigen Pfarrer die entscheidende Erkenntnis, daß die Kirche nicht nur Theologen und Prediger, sondern priesterliche Menschen braucht, und daß darum die künftigen Diener der Kirche nicht nur für Predigt und Unterricht, sondern vor allem für ihren priesterlichen Dienst am Altar zugerüstet werden müssen. Vielleicht hat das Wort eines Dichters in dieser Sache noch mehr Gewicht als das Wort eines Theologen. Der ostpreußische Dichter Willy K r a m p, dessen Romane Ihnen vielleicht bekannt sind, schreibt in seinem Beitrag zu dem „Pfarrerspiegel“: „Ich möchte ganz ernst und schlicht behaupten, daß der Pfarrer zu allen Zeiten seinen eigentlichen Dienst am Altar zu verrichten habe, am Altar, im Allerheiligsten. Hier ist der innerste Punkt, in dem das Leben der Gemeinde sich erneuert oder verdirbt. Hier am Altar entscheidet es sich, ob ein Pfarrer geistlich ist oder „fleischlich“ . . . Altardienst, Altardienst! Das ist Lösung der Fragen und die Erlösung von der Not des Pfarramts . . . Aber eine solche Rückkehr zum Altar kann der Pfarrer nicht allein vollziehen, wir alle müssen mit, ja, wir Laien! Es muß aufhören, daß wir unsere Gottesdienste „besuchen“, wie man eine Theatervorstellung besucht; wir müssen hingehen in der Erwartung, daß vom Altar aus an uns Dinge geschehen, die tief, tief in unser ganzes Sein hineingreifen

und es wandeln.“ - Von da aus, meine Herren Synodalen, bitte ich, es zu verstehen, wenn ich unermülich gesagt habe und unermülich weiter sagen werde, daß die Christliche Unterweisung der Jugend den allereinsten Bezug haben muß auf den Gottesdienst; daß sie eben das sein muß, was sie durch 15 oder 17 Jahrhunderte christlicher Kirchengeschichte gewesen ist: die Anleitung, mit der Kirche zu leben und zu beten. Ist nicht die ganze Abneigung gegen Luthers kleinen Katechismus erst entstanden, als dies Büchlein zu einem bloßen Lehr- und Lernbuch verfälscht wurde, als man nicht mehr wußte, daß es in seinen Hauptstücken zugleich die Hauptstücke des christlichen Gottesdienstes uns ans Herz legt, damit wir alle, alt und jung, lernen, mit der Kirche zu glauben, zu leben und zu beten? - Es ist hier nicht der Ort, Fragen des Lehrplans zu besprechen, aber dies eine lassen Sie mich auch in dieser Stunde sagen: es gibt keine Erneuerung des christlichen Gottesdienstes ohne Erneuerung der christlichen Lehre; es gibt aber auch keine Erneuerung der Lehre ohne Erneuerung des Gottesdienstes; denn die Liturgie ist nach dem Wort der alten Kirche das „gebetete Dogma“, und das Dogma ist „gedachte Liturgie“. Es gibt keine Frage nach jenen tragenden Wirklichkeiten, ohne daß wir uns im Gebet und Sakrament mit diesen tragenden und helfenden Mächten verbinden. Erst wenn die Lehre der Kirche sich von Altar und Gebet löst, wird das Dogma zu jener unverstandenen Merkwürdigkeit, als die sie heute so vielen erscheint. Um der Missionsaufgabe willen, die unsere Kirche in unserm entchristlichten Volk hat, muß die Kirche in ihrem Lebenszentrum, in dem Heiligtum ihres Gottesdienstes genesen. Es ist uns oft gesagt worden, heute sei besonders wichtig die Arbeit im Vorhof, der Dienst an den vielen, vielen Menschen, vielleicht lieben und höchst ehrenwerten Menschen, die am Rande der Kirche oder außen vor der Kirche stehen. Gewiß, diese Arbeit im Vorhof kann nicht hoch genug gewertet werden, und die Arbeit an sehr vielen jungen und älteren Menschen wird solche Vorhofsarbeit sein und zunächst bleiben. Aber ein Vorhof hat nur dann einen Sinn, wenn es ein Heiligtum gibt, und der Dienst in der Vorhalle hat nur dann eine Verheißung, wenn man die Menschen von dort einmal hineinführen kann und will zum Dienst im Heiligtum. Man kann wohl an das Allerheiligste eine Vorhalle anbauen, aber man kann nicht nach Bedarf zur Vorhalle ein Heiligtum fügen.

Es ist darum nicht zweierlei, sondern es ist zutiefst ein und dasselbe, wenn wir sagen: Der Kirche ist anvertraut die Predigt des Evangeliums und die Sorge um die rechte Lehre - und zugleich der priesterliche Dienst am Altar.

## 2

Jeder kirchliche Neubau steht heute auch vor der Aufgabe, die Verweltlichung der Kirche zu überwinden. Was ist damit gemeint? Seit langer Zeit - nicht erst in den letzten zwölf Jahren, sondern seit mehr als einem Jahrhundert - ist durch tausend Kanäle ein kirchenfremdes, weltliches, politisches Denken in die Kirche eingeströmt und hat ihr Handeln verfälscht. Auch dies ist eine Erkenntnis aus der Zeit des Kirchenkampfes, die wir nicht verleugnen dürfen, daß die Kirche aus ihrem eigenen Wesen heraus geformt und ihrem eigenen Lebensgesetz gemäß geleitet werden muß. In allen

Lebensäußerungen der Kirche will Christus Gestalt gewinnen, in allem, was sie tut: ob sie predigt, lehrt, Liebesarbeit treibt, Seelsorge übt oder äußere Ordnungen aufrichtet, hat es die Kirche mit dem Wirken des Heiligen Geistes zu tun. Mag uns heute manches, was damals aus diesen neuen Erkenntnissen heraus geschehen ist, als falsch oder als halbbrüchig erscheinen, die Grunderkenntnis darf nicht wieder verlorengehen. Das ungeistliche Wesen, das aus der Verweltlichung kommt, wird auch darin erschreckend sichtbar, daß viele Menschen, bisweilen auch Pfarrer, gar nicht mehr zu wissen scheinen, daß geistliche Angelegenheiten - und welche kirchlichen Sachen wären nicht geistliche Sachen? - geistlich behandelt werden müssen. Die Alleinherrschaft politischer Maßstäbe, die Überschätzung politischer, kirchenpolitischer Taktik, sind ein tief eingefressenes Übel. Bei allen Arbeiten, die vor uns liegen, auch bei den Nöten, die unsere christliche Liebe auf den Plan rufen, können wir nicht in erster Linie fragen nach den äußeren Möglichkeiten - das ist im Reich Gottes immer die zweite Sorge -, sondern wir haben in erster Linie zu fragen, was der Wille Gottes ist und zu welchem Dienst wir gerufen sind. Es ist der Kirche befohlen, bestimmte Dinge zu tun; wenn wir sehen, was Gott von uns will, dann werden sich auch die praktischen Wege und die äußeren Rechtsformen dafür finden.

Ganz brennend wird diese Aufgabe, die Kirche von unkirchlichem Denken und unkirchlichen Formen zu reinigen, in allen Fragen der äußeren Ordnung und Leitung der Kirche. Wir sehen heute klar, daß auch die nach dem vorigen Krieg entstandenen Kirchen-„Verfassungen“ noch viel zu sehr nach dem Vorbild politischer Gemeinwesen gestaltet waren und daß damals die Kirche eine erste große Chance, ihr Haus wirklich als das Gehäuse ihres Lebens zu bauen, versäumt hat. Nur deswegen konnte es in der Kirche ein ständiges Hin und Her geben zwischen Führerprinzip und Demokratie, weil sie beide politische und nicht eigentliche kirchliche Kategorien sind. Man kann heute auch nicht mehr ein lutherisches Bischofsprinzip und ein reformiertes Synodalprinzip gegeneinander auspielen, sondern es ist von Urbeginn, von den Zeiten der Apostel her so, daß in der Kirche Jesu Christi das Amt der bischöflichen Leitung und die synodale Beratung, die personale Verantwortung des Hirtenamtes und die brüderliche Mitverantwortung einander bedingen; nicht wie auf politischem Boden Regierung und Parlament als zwei Instanzen, die sich gegenseitig kontrollieren, sondern als zwei Organe eines und desselben Organismus, die einander dienen und einander zu fördern haben. Jedenfalls ist die Aufgabe der Kirchenleitung nicht so sehr Verwaltung als eben geistliches Hirtenamt. Wer geistliche Fragen in formale Fragen des Rechts und der Zuständigkeit verfälscht, versündigt sich an dem innersten Lebensgesetz der Kirche. Als evangelische Christen wissen wir ein für allemal, was unsere Reformatoren die dringenden Warnungsrufe hat auf die Lippen kommen lassen: das war die Sorge, daß irgendwo in der Welt geistliche Dinge durch weltliche Maßstäbe verfälscht, geistliche Verantwortung durch politischen Machtanspruch oder durch kluge Taktik vergiftet werden. Geistliche Dinge müssen geistlich gerichtet werden.

Aber es ist nun wiederum kein Gegensatz dazu, wenn ich zugleich sage, daß die Kirche in einem eminenten Maß „welt-

haft“ sein muß. Was ist mit diesem Wort gemeint, das eine Neubildung ist und erst im Laufe des letzten Menschenalters in unsere Sprache eingegangen ist? Die Kirche darf nicht weltlich und noch viel weniger verweltlicht, aber sie soll „welthaft“ sein! Die Eigenständigkeit der Kirche, von der wir gesprochen haben, soll sie gerade fähig machen für ihren Dienst an der Welt. Genau so, wie erst der priesterliche Dienst am Altar die rechte Vollmacht für das Wort der Lehre und der Verkündigung verleiht, so ist die „Entsäkularisierung“ der Kirche, ihre Reinigung von allem unkirchlichen und ungeistlichen Wesen, die Voraussetzung für ihren echten Dienst an der Welt.

An drei Punkten soll das deutlich werden.

Bis ins Herz des christlichen Denkens hinein brauchen wir eine lebendige Verbindung mit den natürlichen Kräften und Formen unseres irdischen Daseins. Es ist auch uns Theologen heilsam, uns an das Wort eines so ausgesprochenen Christus-Feindes wie Friedrich Nietzsche zu erinnern: „Bleibt mir der Erde treu!“ Es gibt eine Art von Christentum und „Geistlichkeit“, die den Boden unter den Füßen verloren hat und darum auch theologisch nicht mehr recht reden kann von dem, der auf Erden gekommen und Fleisch geworden ist. Ich sage das nicht nur deswegen, weil unsere Oldenburgische Landeskirche vielleicht in besonderem Maß eine erd- und heimatgebundene Kirche ist, sondern ich sage es auch - erlauben Sie, daß ich das hier ausspreche - aus dem guten Erbe der Jugendbewegung heraus, zu der ich mich dankbar bekenne und von der heute manches in unserm Volk und in der Erziehung unserer Jugend ganz neu aufgegriffen und fruchtbar gemacht werden muß. Was haben wir dort gelernt? Wir haben uns leidenschaftlich gesehnt nach Einheit und Ganzheit, nach Leibhaftigkeit und echter Natürlichkeit. Das war dann auch ein echtes Anliegen bei dem Ausbruch der „Deutschen Christen“ im Jahre 1933, ein Anliegen, das damals manchen von uns, auch mir, für eine Zeitlang die Hoffnung erweckt hat, es könnte hier eine wirkliche Erneuerung der Kirche Platz greifen. Es ist, sage ich, ein echtes Anliegen, unser christliches Erbe in eine enge Verbindung mit unserm naturhaften und leibhaften Dasein zu bringen. Gerade das niedersächsisches Luthertum war immer zutiefst mißtrauisch gegen alles übergeistige Wesen, das dies naturhafte und volkhafte Leben verleugnete, statt es zu heiligen. Aber dies Anliegen wurde durchkreuzt und vergiftet durch ein schuldhaftes Vertrauen auf eine Bewegung, die gar kein echtes Verhältnis zu Boden, Heimat und Volk hatte, und durch den unmöglichen Versuch zusammenzureimen, wovon doch die andern längst wußten, daß es sich verhält wie Feuer und Wasser. Aber auch, wenn jener Anlauf gründlich mißlungen ist, bleibt die Aufgabe selbst bestehen.

Wenn ich dreißig Jahre jünger wäre, dann würde ich mich wohl heute in die Reihe derer stellen, die als die theologische Aufgabe der jungen Generation alle jene Fragen des Weltbildes und der Weltgestaltung, eine Theologie der natürlichen Lebensordnungen, eine Theologie der Geschichte aufgreifen; oder um es mit einem Schlagwort aus der heutigen Theologie zu sagen: eine echte Theologie der Götter; denn die Überwindung des Heidentums, das auch innerhalb unserer christlichen Volkskirche so mächtig ist, kann nur so geschehen, daß man das echte Anliegen eines frommen Heidentums auf-

nimmt, es tiefer versteht, als es sich selber zu verstehen vermag, und in sich überwindet. Genau an derselben Stelle, wo vor 400 Jahren Luthers Frage stand: „Wie kriege ich einen gnädigen Gott?“ steht heute die Frage: „Welchen Sinn hat das menschliche Sein im Kosmos und in der Geschichte?“

Aus diesen Fragen und Erkenntnissen erwächst dann ein echter Öffentlichkeitswille der christlichen Kirche. Ich scheue mich nicht, zu sagen: ein echter politischer Wille. Die Kirche kann nicht leben in dem friedsamem Ghetto einer bloßen Innerlichkeit, in das die letzten zwölf Jahre den christlichen Glauben so gern verbannen wollten; sie hat einen Auftrag, die Welt zu gestalten und zu ändern, einerlei ob man diesen Dienst von ihr begehrt oder nicht. Die Christenheit kann sich niemals und von niemandem abnehmen lassen die Verantwortung, die sie für das Leben des Volkes, für die Gestaltung des gemeinsamen Lebens in der Öffentlichkeit trägt. Weil das so ist, weil es eine echte verantwortungsvolle Welthaftigkeit der Kirche gibt, darum ist es auch nicht die entscheidende Frage, ob die Kirche unter der Sonne staatlicher Gunst leben darf oder nicht. Heute ist der Kirche die nach den letzten Jahren sehr erstaunliche Situation zuteil geworden, daß sie Achtung und Vertrauen genießt bei denen, die über uns regieren, daß sie von ihnen Hilfe empfängt und von ihnen zu Hilfe gerufen wird. Dafür sind wir dankbar. Aber es ist gewiß nicht Respektlosigkeit vor irgendeiner Obrigkeit, wenn ich doch sage: Für die eigentliche Aufgabe der Kirche ist die Frage nicht maßgebend, wie die staatlichen Gewalten sich zu ihr stellen. Schon sind die Nebelschwaden sichtbar, die sich vielleicht einmal zu Wolken formieren, die die Sonne behördlicher Gunst wieder verdunkeln werden. Wenn es so kommt, so werden wir nichts anders machen; wir werden auch dann versuchen, aus dem eigenen Wesen und der eigenen Verantwortung der Kirche heraus unsern Dienst an dem Gesamtleben des Volkes und der ganzen Welt zu tun.

Dieser Dienst wird dann freilich sehr wesentlich in der Hand von Laien liegen. Vielleicht sollten wir dieses Wort „Laien“ besser vermeiden. Vielleicht ist im Grunde der Unterschied zwischen denen, die Theologie studiert haben und denen, die nicht Theologie studiert haben, zwischen denen, die ein Amt in der Kirche haben, und denen, die - äußerlich - kein Amt in der Kirche haben, gar nicht so sehr groß. Mit Theologie allein kann keine Kirche gebaut, mit Theologie allein die Weltaufgabe der Kirche nicht erfüllt werden. Wir brauchen viele Nicht-Theologen. Das hat seine Rückwirkung auch auf die berufliche Ausbildung der Theologen selbst. Es steht mir vor der Seele, daß eigentlich niemand zu dem Amt der Kirche kommen, niemand den Ausbildungsweg eines Pfarrers zu Ende gehen dürfte, ohne daß er in irgendeiner Form auch in einem profanen Werk irdischer Arbeit sich bewährt hat. Manche unserer theologischen Irrtümer, manche Gefahren des Pfarrerberufes werden vermieden von dem, der sich eine Zeitlang am Boden oder in einem Handwerk oder irgendeinem anderen irdischen Tagwerk gemüht hat. Die Pfarrer der Kirche werden - wenn wir uns nicht sehr täuschen - künftig in einer ganz anderen Weise als bisher ausgebildet werden müssen: viel geistlicher und viel welthafter zugleich. Es ist nicht möglich, hier die neuen Wege, die mir und andern sehr deutlich vor der Seele stehen, im einzelnen zu beschreiben;

auch hier stehen wir vor einem neuen Beginn. Darum müssen aber auch den Trägern des Amtes viele „Laien“ zur Seite stehen, nicht nur als ernste und fromme Gemeindeglieder, sondern als die Träger echter kirchlicher Ämter. Das Amt der Kirche ist reicher und vielgestaltiger, als wir es noch wissen. In der Ausgliederung des Amtes wird jene Isolierwand durchstoßen, die vielfach den Theologen von der Gemeinde trennt. Je welthafter wir sein wollen, je treuer wir in der Verantwortung stehen, die wir für das Gesamtleben des Volkes, ja der Völker tragen, desto mehr bedürfen wir jener Fülle der Ämter und Dienste, in denen Theologen und Laien nebeneinander und füreinander stehen und in denen sich das reiche Leben des Leibes Christi darstellen will.

Also: Reinigung der Kirche von der Überfremdung durch ungeistliches Denken und Handeln, aber zugleich verantwortungsvolle Hinwendung zum Dienst an der Welt, zur Verantwortung in der Geschichte.

### 5

Der Dienst der Kirche wird sehr wesentlich sein ein Dienst an der Gemeinschaft, d. h. an der rechten Formung unseres menschlichen Miteinander; denn die große Grundfrage und Aufgabe, an der in den hinter uns liegenden Jahren die Menschheit, wirklich die Menschheit, zunächst gescheitert ist, ist die Aufgabe des menschlichen Miteinander. Ich hoffe, damit das Wort „Demokratie“ auch im Sinne derer zu deuten, die es uns immer wieder ans Herz legen: es geht um die Grundfragen des menschlichen Miteinander. Wie können Menschen miteinander leben, wirklich und recht miteinander leben?

Es geht dabei zunächst um den einzelnen. Es gibt Menschen, die sind nicht gemeinschaftsfähig, und dieser Kreis ist sehr viel weiter als das, was man in der wissenschaftlichen Sprache die asozialen Elemente nennt. Es sind, um mit Nietzsche zu sprechen, die Menschen, die entweder Tyrannen oder Sklaven sind. Und das sind eben die Menschen, die kein Gewissen haben. Das Gewissen des einzelnen ist die Voraussetzung für jedes menschliche Miteinander. Mit blutendem Herzen haben wir in der Vergangenheit manchmal den erschreckenden Eindruck gehabt, es gehe darum, aus dem Menschen das herauszuoperieren, was man Gewissen nennt; vielleicht weil sich - scheinbar - Menschen leichter regieren lassen, deren Gehorsam nicht durch ein Gewissen begrenzt ist. Wenn der Mensch aber kein Gewissen mehr hat, nichts, woran er unbedingt und ein für allemal gebunden ist, dann wird er ein „Nihilist“, oder er wird „subaltern“, d. h. er wird unfähig zu eigener Entscheidung. Er wälzt jede Verantwortung ab auf die, die ihm befehlen, und fühlt sich wohl in dieser Erniedrigung. Vielleicht ist die schreckliche subalterne Gesinnung, deren wir uns auf Schritt und Tritt so bitter zu schämen haben, nichts anderes als eine Form des Nihilismus. Wem nichts heilig ist, der kriecht. Die echte christliche Gehorsams-idee, mit der unser Volk groß geworden ist - im Gegensatz zu einem asiatischen Gehorsam - setzt voraus, daß der Mensch ein Gewissen hat, das ihn auch einmal zu ehrerbietigem Ungehorsam verpflichtet. Wir wollen nicht vergessen, daß in der heute so viel geschmähten alten preußischen Armee der Befehl an das Gewissen appellierte und der Gehorsam durch das Gewissen geformt und begrenzt war. - Erziehung zum

Gewissen gibt es aber nur in der Bindung an Gott. Das Gewissen empfängt seinen konkreten Inhalt durch die göttlichen Gebote. Ich weiß keinen anderen Weg, die Schmach der subalternen Gesinnung zu bannen, als die Erziehung zur Ehrfurcht und zum Gehorsam vor den zehn Geboten. Wer Gott mehr fürchtet als Menschen, der wird nie subaltern sein. Er kann gehorchen, aber sein Gehorsam wird nie der Gehorsam des Sklaven sein. Er kann befehlen, aber sein Befehl wird nie der Befehl des Tyrannen sein, weil er Gott fürchtet; und solange er Gott fürchtet, wird er weder feige noch furchtbar sein.

Das gilt auch in Beziehung auf das ganze Volk. Es wird eine der großen und heiligen Aufgaben unserer Kirche sein, in dieser schweren geschichtlichen Stunde die Würde des Volkes zu wahren. Die besondere Stellung der Kirche legt uns hier eine besondere Verantwortung auf. Ich darf mit großer Dankbarkeit sagen, daß wir uns in dieser Sorge um die nationale Würde unseres besiegten und zerschlagenen Volkes eins wissen mit vielen unter denen, die heute über uns Gewalt haben. Anechter Nationalismus, der die Ehre des Volkes über die Ehre Gottes stellt, schlägt nur allzu leicht um in nationale Würdelosigkeit. Auch die leidenschaftliche Polemik gegen den Taumel des letzten Jahrzehnts ist kein Schutz gegen nationale Würdelosigkeit. Würde entsteht im einzelnen und bei den Völkern nicht da, wo jemand auf seine Ehre pocht und Prestigepolitik treibt, sondern da, wo der einzelne und wo ein Volk um seine Verantwortung vor Gott weiß. Es gilt auch für die Völker, daß echte Würde aus der Demut und aus dem Gehorsam kommt. Auch ein Wort der Buße, wenn es vor Gott und nicht zu Menschen gesprochen ist, kann ein Gebot nationaler Würde sein.

Das alles, die Gewissenhaftigkeit des einzelnen und die Würde der Nation ist doch erst die Voraussetzung für ein echtes Miteinander. Christ sein heißt: leben als Glied in einem Ganzen. „Privates Christentum“ ist ein Widerspruch in sich selbst. Darum ist die Kirche entweder die Kirche der Liebe, oder sie ist überhaupt nicht Kirche. Unendlich viel Not schreit nach tätiger Bruderliebe. Dabei geht es wohl auch einmal um die notwendige Abgrenzung zwischen staatlichen und kirchlichen Aufgaben; aber das ist nicht das Entscheidende. Die Kirche hilft auch dem Staat am besten, wenn sie einen Pionierdienst der Liebe leistet und manche Aufgaben aufgreift und erfüllt, die ihrem Wesen nach nicht Aufgaben staatlicher Behörden sein können. Wer in aller Welt soll denn die schlummernden Liebeskräfte wecken, wer soll die Eiskrusten verhärteter Selbstsucht zum Schmelzen bringen, wenn nicht die christliche Liebe mit ihrer Botschaft von der Erbarmung Gottes und von der Heilandsliebe Christi? Darum haben wir auf der Kirchenversammlung in Treysa zwar manches nicht fertiggebracht, was dort hätte geschehen sollen, aber ein Christliches Hilfswerk als die vordringlichste Aufgabe haben wir - wenigstens in den Anfängen - dort begründet; und dies Christliche Hilfswerk muß ausstrahlen und sich auswirken in allen Landeskirchen, in allen Gemeinden, in alle Dörfer hinein, in die Christlichen Herbergen, wie wir sie hier begründet haben, und in jeden Dienst, den wir den Notleidenden, den Obdachlosen und Verarmten schulden. Zu dem Besonderen, was die christliche Liebe beizutragen hat in dem umfassenden und gemeinsamen Werk der Nothilfe,

gehört zweierlei: das ist die Hilfe von Mensch zu Mensch, die neben allen organisatorischen Maßnahmen immer unentbehrlich bleibt, und die Hilfe in den tieferen und schwereren Nöten der Seele, die hinter all dem äußerlichen Elend stecken. Christliche Liebe wird immer den Menschen-Bruder suchen und meinen und wird bemüht sein, ihm nicht nur zu geben, was er als äußeres Existenzminimum braucht, sondern ihm innere Widerstandskraft gegen die Zermürbung durch Hunger und Elend, Trost in der Anfechtung des Herzens und das Vertrauen auf einen Sinn auch seines Lebens zu erschließen.

Zur Bruderschaft dienender Liebe gehört freilich auch die Gemeinschaft der Zucht. Eine Kirche ohne Kirchenzucht, eine Kirche, die keine Kraft, abzustößen, hat, kann auch keine echte Anziehungskraft üben. Ich bin tief davon überzeugt: für das Geschlecht, das heute heranwächst, wird eine Kirche, in der jeder tun kann was er will, und in der es keine Vollmacht der Strafe und des Ausschlusses gibt, keine Anziehungskraft haben, sondern nur eine Kirche, in der um der brüderlichen Liebe willen Zucht geübt wird. Das gilt vor allem für uns Träger des Amtes. Wir werden keine Kirchenzucht wiedergewinnen, wenn nicht wir, meine verehrten lieben Amtsbrüder, als Pfarrer darin vorangehen. Wir werden neu und besser lernen müssen, gemeinsam zu handeln und den protestantischen Individualismus zu überwinden zugunsten brüderlicher Ordnung und gesamtkirchlicher Verantwortung. Wir wollen uns verpflichten zu wechselseitiger Hilfe, zu gemeinsamem Planen und Handeln in unserm Predigtamt und in gottesdienstlicher Gestaltung. Das bedeutet auch, daß jeder Pfarrer seinen Seelsorger hat, wie es in früheren Jahrhunderten selbstverständlich gewesen ist; daß jeder Amtsbruder brüderlichen Rat sucht und sich brüderlicher Mahnung beugt. Es bedeutet auch, daß die Pfarrerschaft den Weg zu einer echten Selbstreinigung findet. Es ist uns selbstverständlich, daß die notwendige Selbstreinigung des Pfarrerstandes nur unter geistlichen Gesichtspunkten geschehen darf und allein danach fragt, was dem Wesen der Kirche gemäß und was dem Wesen der Kirche fremd ist. Wir danken es den Herren in der Militärregierung, mit denen wir darüber verhandelt haben, daß sie bis zu dieser Stunde der Kirche das Vertrauen geschenkt haben, daß sie, die Kirche, diesen Akt der Selbstreinigung unter rein kirchlichen Gesichtspunkten vollzieht, und wir werden dankbar sein, wenn dieser Weg der kirchlichen Selbstreinigung auch weiterhin nicht durch staatliche Eingriffe durchkreuzt wird. Wir haben uns im Laufe der letzten zwölf Jahre mit Erfolg gewehrt gegen jede Zumutung, in der Kirche Maßstäbe politischer Art zu gebrauchen und eine Auslese nach außerkirchlichen Gesichtspunkten zu treiben; diese Erfahrung verpflichtet und ermutigt uns auch für die Zukunft.

Zu dem Miteinander, das wir neu und besser lernen müssen, gehört auch dies, daß jede einzelne Gemeinde immer nur als ein Glied der ganzen Kirche leben kann. Keine Gemeinde kann in dem Sinn selbständig sein, daß sie nicht empfangend und gebend eingefügt wäre dem Gesamtleben einer Landeskirche. Auch die einzelne Landeskirche ist nur ein Glied in dem Gefüge der Evangelischen Kirche in Deutschland. Ich glaube, es war Martin Niemöller, der in Treysa daran erinnert hat, daß die Gestalt unserer Landeskirchen keine Verheißung ewiger Dauer hat. Das Wort des Herrn,

daß die Pforten der Hölle seine Gemeinde nicht überwältigen sollen, gilt nicht ohne weiteres für die überkommene landeskirchliche Gestalt und Ordnung. Wir stehen mit unserm ganzen Kirchenwesen in einem Gesamtschicksal der Evangelischen Kirche in Deutschland. Keine Landeskirche soll sich einbilden, sie könne ihre Eigenart weiterpflegen außerhalb dieses Gesamtschicksals, außerhalb der Not und der Wandlung, in die unsere ganze Evangelische Kirche in Deutschland gestellt ist. Immer habe ich es für die besondere Aufgabe des bischöflichen Amtes in der Evangelischen Kirche gehalten, daß dies Amt den gesamtkirchlichen Auftrag in dem einzelnen Kirchengebiet vertritt.

Damit bin ich bei dem Letzten. Das Miteinander, das wir neu und besser lernen müssen, schließt auch dieses in sich: wir sind eine Kirche ökumenischer Weite. Wer das für einen Gegensatz zu konfessioneller oder zu nationaler Treue hält, hat das eine wie das andere nicht verstanden. Ein Konfessionalismus, der die Einheit, Ganzheit und Weite der Kirche verliert und verleugnet, ist keine echte Lebensform der Kirche. Es gibt einen übernationalen Zusammenhang der Christenheit; die Kirche bloß als einen Faktor nationalen Willens zu werten, heißt sie mißbrauchen und in ihrem innersten Wesen verkennen. Die Kirche ist nicht international, so daß die Verschiedenheit der Völker in ihr keine Bedeutung hätte; aber sie ist übernational, sie bewahrt und bewährt die christliche Verbundenheit derer, die Gott gerufen hat aus allen Völkern. Ich sehe es darum als eine besonders freundliche Fügung an, daß Dr. George A. Bell, der Bischof von Chichester, in dessen Haus ich bei ökumenischen Konferenzen mehrfach gewilt habe, und dem ich mich in besonderer Verehrung und Dankbarkeit verbunden weiß, in diesen Tagen zu einem Besuch hierher nach Oldenburg kommt, und ich hoffe, daß er am letzten Tag unseres Zusammenseins ein Wort an diese Synode richten wird. Ich verehere in ihm eine der reinsten Bischofsgestalten, die ich in der christlichen Kirche habe kennenlernen dürfen, und sein Besuch wird mir - und nicht mir allein - ein Anlaß sein, mich von neuem zu bekennen zu diesem ökumenischen Zusammenhang der christlichen Kirche. Dieser Zusammenhang hat während dieses Krieges stärker als während des vorigen Krieges die furchtbare Trennung der Völker und die Versuchung zum Haß bestanden und überdauert. So wenig die Einheit der christlichen Kirche den Frevler und das Gottesgericht dieser Jahre hat verhindern können, so wenig ist sie dadurch zerstört oder innerlich überwältigt worden.

Aber noch eine andere sehr viel empfindlichere Grenze wird in der ökumenischen Weite überschritten. Es gibt ein echtes Gespräch zwischen den Konfessionen, zwischen den getrennten Kirchen. Wir haben es nicht in der Hand und sehen menschlich gar keinen Weg, die Not der Kirchenspaltung zu überwinden; aber auch in dem notwendigen Abwehrkampf gegen Irrtum und Verkehrtheit, aus dessen Front wir keineswegs entlassen sind, dürfen wir uns keinen Augenblick das Bewußtsein der kirchlichen Einheit und einer gesamtkirchlichen Verantwortung rauben lassen. Diese Mahnung, die auch der Herr Oberst in seinem Begrüßungswort an uns gerichtet hat, nehme ich in diesem Augenblick auf und bekenne mich dazu. Die Reformation, auf deren Gedenktag wir uns rüsten, hatte ursprünglich ökumenischen Sinn; d. h. sie entsprang der Verantwortung für die Gesamtkirche. Wir sind nicht entlassen aus

der Front protestantischer Warnung, in die wir von der Reformation her gestellt sind; aber dieser Kampf darf nicht dazu verführen, daß wir in antikatholischem Affekt zugleich wesentliche Erkenntnisse und Lebensformen der christlichen Kirche selbst verwerfen und verraten. Ich kann es nicht besser sagen, als es der ehrwürdige Landesbischof D. Wurm in Treysa gesagt hat: es sei die Aufgabe dieser Kirchenversammlung - und das gilt wohl nicht nur für Treysa - Buße zu tun für die Sünden der protestantischen Vergangenheit und entgegenzugehen einer evangelischen Zukunft. Wir wollen auch nicht vergessen, daß in beiden Zweigen der christlichen Kirche heute Dinge geschehen oder sich anbahnen, die das Verhältnis der christlichen Konfessionen in der Tiefe wandeln; ihre Tragweite wird vielleicht erst einem kommenden Geschlecht ganz offenbar werden. Wenn wir nur schon heute das Gebot der Stunde erkennen: zu verlassen die Enge konfessioneller Verhärtung und zu leben in der ökumenischen Weite, die dem Sinn der Reformation und dem Bekenntnis der Kirche gemäß ist.

Es ist in diesen Tagen geklagt worden, daß so viele in unserm Volk in einer tiefen Lethargie versunken seien, daß sie müde, matt, ohne Kraft und ohne Schwung lebten, daß sie sich treiben lassen von dem dunklen Strom des Schicksals. Das ist gewiß bei vielen einfach die Folge leiblicher und seelischer Erschöpfung. Man sollte nicht von unserm armen hungernden und frierenden Volk verlangen, was es physisch nicht zu leisten vermag. Aber wenn wir aufrufen zum Kampf gegen diese Lähmung, so meinen wir alles andere als Be-trieblichkeit, viel eher Einkehr, Beugung und Stille, aus der allein der Mut zu einem neuen Tag geboren werden kann. Wir meinen freilich zugleich den Wagemut, der wirklich ausbricht aus dem Gefängnis der Vergangenheit, aus dem Bann des Verderbens und der Zerstörung und heimkehrt in die Weite einer großen Hoffnung. Es ist nicht die Aufgabe irgendeiner Synode oder irgendeiner Kirchenleitung, Eisens-ringe zu legen um morsche Bäume, damit sie noch eine Zeitlang lebendig ausfähen, sondern vielmehr zu roden und zu säen und zu pflanzen. Tag und Nacht bewegt unsereinen die Frage, die ich heute in diese Synode hineinwerfe: Wird unsere Evangelische Kirche als Ganzes, wird unsere Landeskirche als ein Teilstück der Evangelischen Kirche in Deutschland bußfertig und lebendig genug sein, um sich zu rüsten für die unermesslichen Aufgaben, die auf ihren Dienst warten?

Der Herr Ministerpräsident hat in seiner Ansprache gesagt, wir seien vor allem da für die Jugend, für die Jugend unseres Volkes. Ja! Darum darf ich hier an die Synode ein Wort weitergeben, mit dem ich in den letzten zehn Jahren oft für mich selbst und für andere den Sinn der kirchlichen Arbeit zu deuten versucht habe, der ich dienen wollte: Es ist unsere Aufgabe, die Kirche so zu gestalten, daß die jungen Menschen, die heute von der Kirche kaum etwas wissen und vielleicht auch nichts wissen wollen, als reife Männer und Frauen mit Freude in ihr die Heimat ihrer Seele finden. Oder lassen Sie es mich besser sagen mit dem Wort eines gefallenen jungen Freundes. Er war Student der Theologie und hat während des Krieges, verzweifelt über das, was er in der Kirche erlebt hatte, sein Studium aufgegeben. Er wollte nicht mehr Theologe sein, er wollte nicht mehr Pfarrer werden. Und in einem der letzten Briefe vor seinem Tod hat

er geschrieben: „Ihr protestantischen Pfarrer seid tapfer, aber es mangelt Euch die Kühnheit. Seid nicht nur tapfer, seid kühn.“ Ist „kühn“ nicht ein echt christliches Wort? Ich wollte mich gern mit Ihnen, meine Amtsbrüder, darüber unterhalten, ob es nicht im Neuen Testament Worte gibt, die mit Kühnheit mehr zu tun haben als mit dem, was wir Tapferkeit nennen. Wir sollen und wir dürfen kühn sein im Vertrauen auf Gott, der Wege weiß, wo wir keine Wege mehr sehen, der auch die unerhörten Leiden und Nöte unseres Volkes gebraucht, um mit uns und durch uns sein Werk in

der Welt zu treiben. Kühn in dem Sinne jener christlichen Hoffnung, die Luther so umschrieben hat: Niemand lasse das Vertrauen fahren, daß Gott durch ihn eine große Tat tun will. Niemand, kein Mensch und kein Volk! Seid nicht nur tapfer, seid kühn!

Es wachsen im Gelände viele Hecken, dornige Hecken, in denen vielleicht Vögel nisten und süße Lieder singen; aber sie begrenzen den Blick, sie hemmen den Schritt, sie scheiden und trennen; es ist unfruchtbares Land. - Säet nicht unter die Hecken, sondern pflüget ein Neues!